

Leon Sachs heißt im wahren Leben Marc Merten und studierte nach dem Abitur in seiner Heimat Köln an der Schweizer Universität Fribourg Medienwissenschaften. Weil ihm das nicht reichte, hängte er nach einigen Jahren Berufserfahrung als PR-Berater noch ein Diplom in Theologie und Religion an der englischen Universität Durham dran. Heute lebt und schreibt der Journalist wieder in Köln.

LEON SACHS

FALSCH E HAUT

THRILLER

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Vella und Leo

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/madochab
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Carlos Westerkamp
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-95451-773-2
Thriller
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Literaturagentur Lesen&Hören, Anna Mechler, Berlin.

PROLOG

Mittwoch, 4. Juni 2014, Vallée de Vauvenargues, Frankreich

Er würde sterben. Das wusste er. Doch es war ihm egal. Seine Peiniger glaubten, ihm Schmerzen zufügen zu können. Sie sagten, jeder rede irgendwann.

Hätte Serge Clement nicht vor Schmerzen geschrien, hätte er wohl gelacht. Wussten die denn gar nichts? Waren die so dumm? Oder hatte der Kanzler vergessen, ihnen zu sagen, wen sie da folterten? Der alte Mann wurde offenbar nachlässig. Dabei war auch er selbst mit seinen vierundachtzig Jahren kein Jungspund mehr. Und auch er war nachlässig geworden. Sonst säße er jetzt nicht nackt und gefesselt auf diesem Stuhl. Noch dazu in seinem eigenen Haus. Hoffentlich brannten sie es nicht nieder, wenn das hier ein Ende hatte. Schließlich sollten seine Kinder das Anwesen erben.

Clement ahnte, dass er kaum mehr wiederzuerkennen war. Sein Gesicht hatten die beiden Hohlköpfe als Erstes malträtiert. Dann seinen Körper. Mit Fäusten, mit Messern, mit Stromschlägen. Dreimal war er bereits ohnmächtig geworden.

Aber Serge Clement hatte in seinem Leben schon ganz andere Schmerzen ertragen. Mérignac. Drancy. Auschwitz. Das waren wirkliche Schmerzen. Qualen, Horror, physisch, psychisch. Vor allem psychisch. Und dann quatschten diese Idioten davon, seinen Söhnen das Gleiche antun zu wollen, wenn er nicht redete. Als ob das etwas ändern würde. Wenn er nicht redete, würde er sterben. Wenn er redete, auch. Seine Söhne waren nicht in Gefahr. Sonst hätten sie die beiden längst hergebracht.

In Gefahr war nur sein Körper. Aber der war längst hinüber. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sein Herz den Dienst quittierte. Warum es noch immer schlug, war ihm ohnehin ein Rätsel.

Rätsel. Als Kind hatte er es geliebt, sie zu lösen. Auf dem Weingut seiner Eltern hatte sein Vater ihn manchmal stundenlang durch die unterirdischen Gänge des Weinkellers geschickt, von Quiz zu Quiz.

Eine aufregende Schnitzeljagd in einem Labyrinth aus Fässern und Flaschen, ein Traum für jeden kleinen französischen Jungen. Aber das war vor dem Krieg gewesen. Nach dem großen Schock, dem Erwachen aus dem sechs Jahre andauernden Alptraum, hatte er die Rätsel des Lebens zu seinem Beruf gemacht. Zu seiner Passion. Zu seinem Schicksal. Und dieses Schicksal hatte ihn hierhergeführt. In den Keller seines eigenen Hauses. Dem Tode geweiht.

In der Gewissheit, dass sein Tod dieser Tortur ein Ende bereiten würde, ließ er den Schmerz nicht mehr an sich heran. Er schrie, weil sein Körper es ihm befahl. Seinen Geist aber hatte Serge Clement in Sicherheit gebracht. Alles, was er wusste, hatte den Körper schon vor Stunden verlassen. Und damit alle Antworten, hinter denen seine Peiniger her waren.

ERSTER TEIL

1

Mittwoch, 4. Juni 2014, Fribourg, Schweiz

Alexander Kauffmann wich gerade noch rechtzeitig zurück. Die Klinge verfehlte ihr Ziel nur um Millimeter. Im nächsten Augenblick spürte er, wie die Glocke seines Degens erzitterte. Sein Gegner hatte erneut zugestochen, und nur das Metall, das seine Hand schützte, hatte ihn vor einem schmerzhaften Treffer bewahrt.

Alex entschied sich für den Rückzug. Ihm war klar, dass jeder Fehler sein Ende bedeuten würde. Sein Widersacher hatte es längst aufgegeben, ihn mit einem gezielten Stoß erledigen zu wollen. Er schlug immer wilder um sich, wohl wissend, dass ein einziger Treffer seines Degens, so glücklich er auch sein mochte, Alex den Garaus machen würde.

Noch schaffte es Alex, die Angriffe abzuwehren. Sein Arm funktionierte automatisch, die Reflexe waren eine Kombination aus jahrelangem Training und außergewöhnlicher Auffassungsgabe. Doch Alex wusste, dass ihm all seine Erfahrung jetzt nur noch bedingt helfen konnte. Immer weiter drängte ihn sein Gegenüber zurück. Alex spürte, dass die Wand hinter ihm gefährlich nahe kam. Er musste handeln. Ansonsten war es für ihn in wenigen Sekunden aus und vorbei.

Da erkannte er seine Chance. Die vielleicht einzige, die ihm noch blieb. Alex blockte eine weitere Attacke seines Gegners ab und schoss im nächsten Augenblick blitzschnell nach vorn. Der Mann hatte keine Chance. Alex bohrte ihm die Klinge seines Degens in die Brust. Für einen Augenblick schien die Welt stillzustehen. Sein Gegenüber blickte erstaunt an sich herab. Der elastische Stahl der Klinge drückte auf seine Schutzweste und bog sich unter der Spannung, ehe sich Alex aus dem Ausfallschritt löste, zurücktrat und die Waffe zum Gruß hob.

Gemeinsam verließen sie die Planche, streiften ihre Masken ab, warfen die Waffen achtlos auf ihre Sporttaschen und ließen sich

auf eine Bank fallen. Mit dem Rücken an die Wand der Sporthalle gelehnt, beobachtete Alex das Treiben auf den anderen Bahnen. Vier weitere Paare duellierten sich. Andere Fechter machten Pause. Alles Studenten der Universität Fribourg und alle, wusste Alex, nicht älter als Mitte zwanzig. Alle außer ihm selbst.

Eigentlich gehörte er hier längst nicht mehr hin. Nicht nur wegen seiner mittlerweile sechsunddreißig Jahre. Sondern auch, weil einige der Studenten hier im Raum in seinen Vorlesungen saßen. So wie der junge Miguel, dem er gerade eine Lehrstunde erteilt hatte.

Im Prinzip hielt Alex wenig davon, wenn sich Professoren unter Studenten mischten. Manche erklärten, sie wollten ein Gespür für das Leben der nächsten Generation bekommen. Alex hielt das für Augenwischerei. Er wusste genau, dass sich die jungen Leute in seiner Gegenwart anders verhielten, als wenn er nicht in ihrer Nähe war. Andere Kollegen sagten offen, sie würden sich jünger fühlen, noch einmal wie Studenten, wenn sie sich abends mit jenen trafen, die tagsüber noch in den Hörsälen gesessen und über ihren Professor gelästert hatten. »Eine lockerere Atmosphäre als bei Sprechstunden«, schwärmten sie dann und vergaßen in Alex' Augen völlig, wie wichtig es war, Distanz zu wahren.

Dass er diese Distanz selbst verletzte, indem er jede Woche zum Fechtraining der Studenten ging, war einzig und allein seinem sportlichen Ehrgeiz geschuldet. Er wollte sich beweisen, sich mit Jüngeren messen, sich zeigen, dass er noch nicht zum alten Eisen gehörte. Wenn jemand versuchte, ihn während des Trainings in private Gespräche zu verwickeln, blockte er ab. Er war hier, um zu trainieren. Nicht mehr und nicht weniger. Hier konnte er sich mit den Besten der Universität messen und steckte die meisten doch noch immer in die Tasche.

Abgesehen davon war Fechten für ihn nicht irgendein Sport. Es lehrte ihn, geduldig zu sein, zu beobachten, sein Gegenüber zu analysieren, wie beim Schach den nächsten Zug vorherzusehen und, noch während der Gegner glaubte, ihn mit einem Angriff zu überraschen, mit der passenden Antwort zu kontern. So, wie er es mit Miguel gemacht hatte.

»Haben Sie schon einen Blick hineinwerfen können?«

Alex brauchte einen Moment, bis er verstand. Er wandte sich zu Miguel um, der ihn erwartungsvoll ansah. Der Geschichtsstudent war im zweiten Semester und hatte bei Alex gerade erst seine Prüfung in »Europas Kriege des 20. Jahrhunderts« abgelegt.

»Sie wissen, dass ich darauf nicht antworten werde. Und wenn Sie nicht wollen, dass ich mir Ihre Arbeit ganz besonders genau ansehe, fragen Sie besser nicht noch einmal nach.«

Alex setzte ein Lächeln auf, das so herzlich war wie der morbide Charme der Turnhalle. Es erfüllte seinen Zweck. Er wollte weder auf Kumpel machen noch Freunde gewinnen. Er wollte sich weder angeregt unterhalten noch über Belangloses plaudern. Warum konnten zwei Menschen nicht einfach mal schweigend für ein paar Minuten nebeneinander auf einer Bank hocken, ohne dass einer der beiden zwanghaft versuchte, ein Gespräch zu eröffnen? Und warum glaubten diese Jungs, dass sich das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler änderte, sobald man sich einmal auf der Planche begegnet war?

Alex betrachtete Miguel. Der Schweiß lief ihm aus den schwarzen Haaren in sein sonnengebräuntes Gesicht. Ein Tropfen blieb an einem Augenbrauenpiercing hängen, dessen Sinn Alex bis heute verschlossen geblieben war. Eher war er versucht, einen Haken an solchen Dingen zu befestigen, als den Reiz eines Stücks Metall im Gesicht verstehen zu wollen. Miguel rutschte unsicher auf der Bank hin und her und schien nach einer geeigneten Antwort zu suchen.

Das Klingeln eines Handys erlöste den Jungen von dieser aussichtslosen Aufgabe. Alex griff in seine Sporttasche und fingerte sein Smartphone hervor. Er sah auf das Display. Das Bild einer jungen Frau leuchtete auf. Eine Frau, die eigentlich nur auf seinem Handy anrief, wenn es unausweichlich und dringend war. Eine Frau, die er viel zu lange nicht mehr gesehen hatte. Eine Frau, die ihm so nahestand wie niemand sonst.

»Wer ist Natalie Villeneuve?«, fragte Miguel neben ihm, der offenbar auf das Display geschaut und den Namen der Anruferin gelesen hatte.

Alex fuhr herum und warf seinem Studenten einen verärgerten Blick zu. Miguel erkannte seinen Fehler, murmelte eine Entschuldigung und flüchtete mit seiner Tasche in die Umkleidekabine.

Alex nahm ab.

»Natalie, was für eine schöne –«

»Alex«, unterbrach ihn die vertraute Stimme. Doch ihr Tonfall gefiel ihm überhaupt nicht. Sein Gefühl trog ihn nicht. »*Papa* ist tot.«

Alex' Verstand schaltete augenblicklich auf Autopilot. Er funktionierte automatisch und präzise, ohne dass er darüber nachdenken musste, was er tat. Er blieb ruhig, hörte ihr zu. Gleichzeitig raffte er seine Sachen zusammen und eilte aus der Turnhalle. Er spürte, wie ihn die Blicke der Studenten auf dem Weg nach draußen verfolgten. Er ignorierte sie und entschied doch gleichzeitig, nicht mehr hierherzukommen. Er würde sich einen anderen Fechtclub suchen. Aber erst, wenn das hier durchgestanden war. Es gab einen Menschen, der ihn jetzt dringend brauchte.

Alex Kauffmann stieg in den nächsten Bus und stand fünf Minuten später vor seiner Haustür in der Rue de Lausanne. Er sah auf die Uhr. Es war schon kurz nach zehn, die Luft aber noch sommerlich warm. Alex sog sie tief ein, ehe er aufschloss.

Im Flur stieß er mit einer Nachbarin zusammen. Es war eine seiner Studentinnen, allerdings ausgerechnet eine derjenigen, die ihn tagein, tagaus anhimmelten. Sie begrüßte ihn überschwänglich, Alex hingegen presste nur ein steifes »*Bonsoir!*« hervor und hastete zum Aufzug. Weder hatte er Lust auf eine Unterhaltung mit seiner wohl am wenigsten mit Intelligenz gesegneten Schülerin, noch konnte er seit Natalies Anruf an irgendetwas anderes denken.

Er betrat seine Wohnung, ließ seine Sporttasche auf den Boden fallen, durchquerte den Flur und ging schnurstracks in die Küche. Sie war mit allen möglichen Geräten ausgestattet, mit Hilfe deren Alex stundenlang zugange sein und Menüs zubereiten konnte, von denen einige Profiköche, gerade die einfalllosen Schweizer, noch etwas lernen konnten. Heute Abend hatte er aber weder Zeit noch Muße, zu kochen. Nach dem Gespräch mit Natalie brauchte er

etwas anderes. Er öffnete eine Schranktür und entnahm einem Weinkühlschrank eine Flasche Château la Canorgue. Daneben lag ein Schuhkarton, aus dem er eine angebrochene Tafel Salzsokolade fingerte. Beides brachte er ins Wohnzimmer, dekantierte den Wein und ging ins Badezimmer.

Fünf Minuten später stand er mit einem Handtuch um die Hüften vor dem Badezimmerspiegel. Das eiskalte Wasser hatte gutgetan. Mit einer Hand strich er sich seine noch nassen, dunkelbraunen und für einen Professor wohl etwas zu langen Haare zurück. Die Stirn war in den letzten Jahren ein bisschen höher geworden. Das fand er nicht weiter schlimm, da seine markanten Wangenknochen dadurch weniger hervortraten. Seine Nase war lang und gerade, seine Lippen schmal. Die Mundwinkel, seine schwarzbraunen Augen und die dunklen, glatten Brauen bildeten einen meist skeptisch-fragenden Gesichtsausdruck. Neuerdings trug er einen Dreitagebart, wusste aber noch nicht so recht, ob er ihm stand.

Natalie hatte ihn stets wegen seiner Eitelkeit aufgezogen. Auch jetzt würde sie ihn wohl auslachen, wenn er ihr erzählte, dass er in den letzten Wochen zwei Kilo zugenommen hatte. Seine eins fünfundachtzig mochten weiterhin in einem adäquaten Zustand sein. Wegen der zwei zusätzlichen Kilo kam er mittlerweile aber gefährlich nahe an die achtzig Kilo heran.

Nein, schalt er sich, Natalie würde gerade wohl kaum zum Lachen zumute sein.

Im Schlafzimmer zog er sich einen Pyjama an und ließ sich anschließend auf das Sofa im Wohnzimmer fallen. Er goss sich ein Glas Rotwein ein, nahm einen großen Schluck und griff zur Schokolade. Die Tafel würde den Abend nicht überleben.

Er sackte tiefer in die Kissen.

Überleben.

Das war lange Zeit das einzige Ziel der Villeneuves gewesen. Das von Natalie. Und das ihrer Eltern. Oder besser gesagt ihrer Adoptiveltern. Régis und Suzanne, ein typisches altes jüdisches Ehepaar mit der typisch tragischen Vergangenheit, die sie mit vielen anderen Juden teilten.

Überleben.

Das hatten sie geschafft.

Bis letzte Nacht.

»Papa ist tot.«

Natalies Worte kreisten in seinen Gedanken. Régis sei vor ein paar Tagen krank geworden. Ein Magen-Darm-Infekt, nichts Schlimmes. Eigentlich. Doch Régis war ja schon über neunzig gewesen. Je älter, desto gefährlicher.

Am Morgen war er nicht mehr aufgewacht. Friedlich eingeschlafen. So, wie man es einem Menschen eigentlich wünschte. Nur eben nicht jenen, die man nicht gehen lassen wollte.

Natalie hatte Alex gebeten, zur Beerdigung nach Paris zu kommen. Ihr Onkel Christophe würde seine Kosten übernehmen. Die Familie brauche ihn.

Natalies Worte wären nicht nötig gewesen. Auch Christophes Angebot nicht. In dem Moment, als sie ihm die traurige Nachricht überbracht hatte, hatte Alex mit den Planungen für die Reise begonnen. Bevor er morgen früh den ersten Zug in die französische Hauptstadt nehmen würde, um mittags an der Gare de Lyon einzutreffen, musste er nur noch ein paar Sachen erledigen. Wenn er sich denn vom Wein und der Schokolade losreißen konnte.

Er trank einen weiteren Schluck.

Natalie und ihn verband mehr als nur eine lebenslange Freundschaft. Sie hatten dieselbe Heimat. Sie waren gemeinsam aufgewachsen. Doch nicht irgendwo. Am selben Ort, den sie beide nicht vergessen konnten. Sie verband das gleiche Schicksal.

Sie waren beide Waisen.

Aufgewachsen in einem Heim in Haguenau nahe der deutsch-französischen Grenze.

Und sie waren beide Juden.

Alex' Eltern waren bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Er war nicht einmal ein Jahr alt gewesen. Zwei Jahre später war Natalie eines frühen Morgens vor die Tür des Waisenhauses gelegt worden, in dem er aufgezogen wurde. Vermutlich von ihrer Mutter.

Alex und Natalie hatten ihre Kindheit miteinander verbracht.

Sie waren zu Geschwistern geworden. Bis sie adoptiert worden waren. Erst Natalie von einem Ehepaar aus Paris. Dann Alex, der mit seinen Adoptiveltern zunächst nach Lyon und zwei Jahre später nach Fribourg gegangen war.

Und jetzt war Natalies Adoptivvater tot. Régis Villeneuve, der zusammen mit seiner Frau Suzanne Natalie kurz vor ihrem zehnten Geburtstag zu sich genommen hatte. Die Eheleute hätten vom Alter her zwar schon Natalies Großeltern sein können, aber die Behörden hatten seinem Antrag stattgegeben. Wohl auch, weil in Frankreich zwar so viele Juden lebten wie in keinem anderen europäischen Land, aber doch nicht genug, um all die Kinder aus jüdischen Waisenhäusern zu adoptieren.

Régis und Suzanne waren ein Segen für Natalie gewesen. Alex hatte sie oft in Paris besucht. Auch, nachdem er in die Schweiz gezogen war. Wie glücklich die Kleine geworden war!

Alex und Régis hatten sich gut verstanden. Gerade in den letzten Jahren, in denen Alex sein Studium abgeschlossen, seine Doktorarbeit geschrieben und schließlich in Rekordzeit habilitiert hatte, hatten sie bei seinen Besuchen abends häufig noch zusammengesessen. Régis hatte Alex bei diesen Gelegenheiten erklärt, wie sich Frankreich durch den Zweiten Weltkrieg verändert hatte. Er, der alles hautnah miterlebt hatte: als Jude aus Bordeaux, als Soldat im Krieg, als Flüchtling in England, als Mitglied der Résistance, für die er nach Frankreich zurückgekehrt war. Régis hatte sogar erzählt, wie er und ein guter Freund 1944 gefangen genommen und er ins Konzentrationslager Auschwitz deportiert worden war. Und wie er ausgerechnet an diesem schrecklichen Ort Suzanne kennengelernt hatte. Suzanne, eine polnische Jüdin, die nach dem Überfall der Nazis auf ihr Heimatland erst im Krakauer Ghetto, dann im Arbeitslager Plaszow und schließlich in Auschwitz gelandet war. So wie die Juden in Hollywoods »Schindlers Liste«.

»Ich stand nur nicht auf der Liste«, hatte Suzanne eines Abends zu Alex gesagt. Sie hatte den Film sogar im Kino gesehen, weil sie wissen wollte, wie man das Unvorstellbare verfilmt hatte.

Régis und Suzanne hatten es geschafft, zu überleben: den Horror

des Vernichtungslagers, die wochenlange Flucht durch die letzten Schlachtfelder in Richtung Westen. Régis hatte mit Suzanne eigentlich nach Bordeaux gehen wollen. In Paris waren sie nur vorübergehend gestrandet, weil ein Bekannter ihnen eine Wohnung organisiert hatte. Die, in der sie bis heute geblieben waren.

Und jetzt war Régis tot.

Als Alex erneut zur Schokolade griff, merkte er, dass die Schachtel leer war. Er lehnte sich wieder zurück und ließ seine Augen durch das Zimmer wandern. Die Dachwohnung war sein Schmuckstück, sein Zufluchtsort, wenn er der Menschheit entkommen wollte, wenn er nachdenken musste oder einfach seine Ruhe brauchte. So wie jetzt. Dann blickte er aus dem Giebfenster neben dem Sofa auf die Kathedrale Saint Nicolas.

Fribourgs Wahrzeichen! In der Kleinstadt in der französischen Schweiz mit ihren knapp vierzigtausend Einwohnern lebte er nun schon seit über zwanzig Jahren. Hier fühlte er sich wohl. Fribourg war zu dem geworden, was er sich als Kind immer gewünscht hatte: ein Zuhause.

Seine Heimat konnte man sich nicht aussuchen. Sein Zuhause hingegen schon.

Das war auch der Grund, weshalb Alex keine Kosten und Mühen gescheut hatte, das Appartement einzurichten. Vom Ledersofa über ein großes Bücherregal und einen alten, zu einer Kommode umgebauten Schrankkoffer bis hin zu einem antiken Sekretär – Alex hatte sich in kleinen Geschäften mit seltenen Möbeln eingedeckt. Das Wichtigste waren ihm aber seine Bücher. Nachschlagewerke, Biografien, unzählige dicke Wälzer zu Europas Geschichte, dazu Reiseführer und kulinarische Ratgeber, Bücher zu Genealogie und nationalsozialistischer Rassenkunde. Einzig Romane fanden darin keinen Platz. Der Welt der Fiktion konnte Alex nichts abgewinnen. Die Realität gab ihm genug Rätsel auf.

Die Realität.

Alex erhob sich mit einem Ruck und ging ins Schlafzimmer. Er hasste es, für Beerdigungen zu packen. Erst vor Kurzem war ein Studienfreund von ihm an Krebs gestorben. Alex war zur Beerdi-

gung an den Zürichsee gereist. Nun hielt er den schwarzen Anzug in den Händen, den er eigens für diese letzte Begegnung auf einem Friedhof gekauft hatte.

Er suchte alles zusammen, was er für Paris brauchte. Dann trat er an den Sekretär und entnahm einem der diversen Geheimfächer einen Umschlag. Er enthielt einige hundert Euro, eine französische SIM-Karte, die er bei seinen regelmäßigen Reisen nach Frankreich nutzte, sowie eine aufladbare Fahrkarte für die Pariser Metro. Aus einem zweiten Fach holte er sein Ersatzhandy, das er mit der SIM-Karte bestückte.

Dann öffnete er ein drittes Fach. Vorsichtig faltete er das sich darin befindliche Papier auseinander. Es war das Dokument seines Lebens: seine Adoptionsurkunde, sein Fahrschein in die Freiheit, in das Leben, das er nun führen durfte. Er betrachtete sie einen Moment, verstaute sie dann aber wieder, schnappte sich sein Tablet und setzte sich.

Da das Semester vorbei war, musste er sich um Verpflichtungen den Studierenden gegenüber keine Gedanken machen. Er ging seine Termine für die kommenden Tage durch, schrieb diverse knappe Mails und sagte einige Verabredungen ohne große Erklärung ab. Auch seinen Chef am Departement, Professor Hugo von Arx, ließ er wissen, dass er einige Tage nicht in Fribourg sein werde. Schließlich rief er seine Adoptiveltern an und teilte ihnen mit, dass und weshalb er verreisen werde.

Als er auflegte, verspürte er ein seltsames Gefühl. Er fühlte mit Natalie, mit Suzanne und Christophe. Régis' Tod ging auch ihm nahe. Doch er musste zugeben, dass er schon länger mit Natalies Anruf gerechnet hatte. In den letzten Jahren war es nicht zu übersehen gewesen, dass Régis älter geworden war. So ausgezeichnet sein Geist noch funktioniert hatte, so eindeutig waren die Signale gewesen, die sein Körper gesendet hatte. Bei Alex' letztem Besuch hatte Régis das Thema sogar selbst angesprochen. Sie hatten zu zweit in der Bibliothek der Wohnung gesessen.

»Du wirst für Natalie da sein müssen«, waren seine ersten Worte gewesen.

Alex hatte Régis versprechen müssen, Natalie zu unterstützen und ihr zu helfen, mit allem fertigzuwerden, was komme, sollte Régis einmal nicht mehr da sein. Alex hatte die Ernsthaftigkeit seiner Sätze sofort registriert. Das waren keine Worte, die in die ferne Zukunft gerichtet waren. Régis spürte es. Er hatte ihn gebeten, sich Natalies anzunehmen. Onkel Christophe würde Suzanne auffangen und seiner Schwester helfen.

»Aber Natalie wird dich brauchen, Alex. In jeder Hinsicht.«

Die Worte hallten in seiner Erinnerung nach. Alex ging in die Küche. Er benötigte mehr Schokolade.

2

Donnerstag, 5. Juni 2014, Paris, Frankreich

Sie blickte zum Uhrenturm des alten Bahnhofsgebäudes hinauf. Es war kurz nach zwölf. Alex' Zug würde in wenigen Minuten einlaufen. Bei dem Gedanken, ihm gegenüberzustehen, lief ihr ein Schauer über den Rücken. Sie ballte die Fäuste und kämpfte gegen die aufsteigenden Tränen an.

Natalie Villeneuve ging durch die Eingangshalle, fand das richtige Gleis und lehnte sich an eine Säule unweit des Ausgangs, den Alex passieren musste, wenn er den Bahnsteig des Kopfbahnhofs verlassen wollte.

Sie war erschöpft. Sie fühlte sich leer. War ihr Vater wirklich tot? Der Mann, der ihr gezeigt hatte, was es hieß, eine Familie zu haben. Als sie aus dem Heim gekommen war und von Alex getrennt ein neues Leben beginnen sollte, hatte sie imaginäre Mauern um sich errichtet. Doch Régis und Suzanne hatten sie mühelos eingerissen. Wie sie das geschafft hatten, war ihr bis heute schleierhaft. Aber ihre Eltern, sie nannte sie niemals Adoptiveltern, hatten aus ihr einen neuen Menschen gemacht, ihr die Ängste genommen, ihr ein neues Leben geschenkt. Régis, Suzanne und Alex: Sie drei waren die wichtigsten Menschen in ihrem Leben gewesen.

Doch nun war nichts mehr, wie es einmal war. Régis' Tod änderte alles. Für sie. Für Suzanne. Auch für Alex? Wie würde er reagieren? Er war wahrlich kein Mensch, der gut mit Emotionen umgehen konnte.

Sie musste schmunzeln. Einmal, als sie ihn in Fribourg besucht hatte, hatte eine Studentin ihn in einer Bar nach seiner Nummer gefragt. Natalie hatte losgeprustet, als sie sein verständnisloses Gesicht gesehen hatte. Er hatte etwas gestottert, eine Visitenkarte aus seinem Sakko genommen und erklärt, er habe dienstags Sprechstunde, falls sie Fragen zu ihrem Studium habe. Menschen, Emotionen, Gefühle, Frauen – das war nicht seine Welt.

Ihr aber würde er helfen können. Egal, was er sagte oder nicht, seine Anwesenheit allein würde sie beruhigen. Sie hasste es, die Kontrolle über ihre Gefühle zu verlieren. Doch vor Alex war ihr das egal. Niemandem vertraute sie so sehr wie ihm. Er hatte sie in jedem erdenklichen Moment ihres Lebens gesehen. Na ja, in fast jedem.

Sie nahm ihre Sonnenbrille aus ihrer schwarzen Mähne, schüttelte die Haare und steckte die Brille wieder auf. Aber sie wusste, es würde nur wenige Minuten dauern, ehe sich ihre Locken wieder den Weg in die Freiheit bahnten.

Draußen war es sommerlich warm, doch der Wind in der Eingangshalle war angenehm kühl. Zu ihren dunkelblauen Shorts trug sie Ledersandalen und ein weites weißes Leinenhemd, dessen Ärmel sie bis zu den Ellenbogen hochgeschlagen hatte. Sie merkte, wie sich die feinen Härchen auf ihrer bronzefarbenen Haut aufrichteten. Mit einer Hand griff sie nach ihrer goldenen Halskette, die sie besaß, solange sie denken konnte, und wickelte sie immer und immer wieder um ihre Finger.

Dann endlich fuhr der Zug ein. Dutzende Passagiere strömten auf den Bahnsteig, die meisten in Eile, keinen Blick für den Ort, an dem sie angekommen waren. Natalie entdeckte nur einen Reisenden, der sich nach dem Aussteigen einen Moment gönnte, um zum gläsernen Dach des Bahnhofs hinaufzusehen, einer imposanten Konstruktion aus Glas, Stahl und Holz. Eigentlich war es eine Schande, dachte Natalie. Den Eiffelturm bewunderte jeder Idiot, ohne genau zu wissen, wofür. Die Gare de Lyon sahen jeden Tag noch mehr Menschen. Doch niemand schenkte diesem architektonischen Meisterwerk Beachtung.

Außer Alex. Natalie beobachtete ihn mit einer Mischung aus Belustigung und Bewunderung. Dieser Typ konnte sich in den bizarrsten Momenten für Dinge begeistern, die ihr als Letztes in den Sinn kommen würden. Da stand er nun und glotzte die Decke an, während andere Leute sich an ihm vorbeidrängelten. Es bedurfte eines rüden Remplers, um ihn aus seinen Gedanken zu reißen. Natalie sah, wie Alex dem Fremden, der ihn in seiner Ruhe gestört

hatte, irritiert hinterherblickte, ehe er sich zu besinnen schien, wo er war – und vor allem, warum. Er raffte seine Umhängetasche an sich und setzte sich mit seinem Rollkoffer in Bewegung.

Er trug eine beigefarbene Leinenhose, ein dunkelblaues Poloshirt und seinen braunen Lieblingsblazer. Natalie wusste, dass er ohne ihn praktisch nie auf Reisen ging. Und er schien sich einige Tage nicht rasiert zu haben. Dieser leichte Hang zum Rebellen. Ausgerechnet Alex, der überkorrekte Spießer. Für diese Kleinigkeiten liebte sie ihn.

Im nächsten Augenblick trafen sich ihre Blicke. Sie löste sich von der Säule, tat ein paar Schritte, bis sich ihre Beine verselbstständigten und sie auf ihn losstürmte. Sie warf sich ihm in die Arme und war froh, dass er es hatte kommen sehen und sie auffing. Er hielt sie fest, sie schloss die Augen und fühlte sich das erste Mal seit dem schrecklichsten Moment ihres Lebens wieder sicher und geborgen.

Nach einer kleinen Ewigkeit löste sie sich von ihm. Sie sahen sich lange an. Er musterte sie. Wahrscheinlich sah er, dass ihre Augen gerötet waren. Kaum dachte sie an die vielen Tränen, die sie zuletzt vergossen hatte, füllten sich ihre Augen erneut. Eine Träne löste sich und rollte über ihre Wange hinab. Mit einer unwirschen Handbewegung wischte sie sie weg, ganz so, als ob sie damit ihre Trauer wegwischen könnte.

»Danke«, brachte sie mit unsicherer Stimme hervor.

»Natalie, ich –«, begann Alex.

Doch sie unterbrach ihn. »Lass uns in dein Hotel fahren!«

Sie drehte sich um und zog ihn an der Hand hinter sich her in Richtung Ausgang.

Auf der Straße wurden sie von einem Mann südländischer Herkunft mit Anzug, Vollbart und dunkler Sonnenbrille angesprochen. Natalie ignorierte ihn. Er gehörte zu der Horde zwielichtiger Gestalten, die überall an den großen Bahnhöfen zu finden waren und ihnen eine nicht ganz billige Fahrt in einem nicht ganz legalen Taxi anbieten wollten. Wer sich darauf einließ, war schnell fünfzig Euro los für eine Fahrt, die in einem regulären Taxi keine fünfzehn Euro und mit der Metro zwei Euro vierzig gekostet hätte. Natalie führte

Alex daher schnell zu den richtigen Taxis. Sie verfrachteten sein Gepäck in den Kofferraum eines silbernen Peugeot und kletterten auf die Rückbank. Natalie nannte dem Fahrer die Adresse.

Sobald sie sich im Rücksitz des Wagens zurücklehnte, spürte sie, wie alle Anspannung von ihr abfiel. Als das Taxi seine Fahrt aufnahm, schnallte sie sich ab, lehnte sich zu Alex hinüber und legte ihren Kopf in seinen Schoß. Sie begann leise zu schluchzen. Da spürte sie, wie Alex eine Hand auf ihre Schulter legte. Die andere tauchte einen Augenblick später vor ihrem Gesicht auf. Er hatte ein frisches Stofftaschentuch hervorgeholt und reichte es ihr. Sie nahm es dankbar an, blieb aber liegen. Erst, als das Taxi endgültig zum Stehen gekommen war und der Fahrer sich zu ihnen umdrehte, richtete sie sich wieder auf.

»Dein Onkel hat es wirklich ernst gemeint mit der Kostenübernahme für meinen Aufenthalt, wie?«

Natalie blickte Alex verständnislos an. Dann sah sie nach draußen. Sie hatten direkt vor dem Hotel Luxembourg Parc gehalten, einem kleinen, exquisiten Haus, das seinen Namen der unmittelbaren Lage am Jardin du Luxembourg verdankte. Hier hatte Suzannes Bruder ein Zimmer für Alex reserviert.

»Du kennst Christophe«, entgegnete sie mit einem schwachen Lächeln. »Bescheidenheit ist nicht seins.«

Natalie erledigte die Formalitäten an der Rezeption und führte Alex auf sein Zimmer.

»Wir beide wussten, dass dieser Tag kommen würde«, sagte Natalie schließlich, als Alex seinen Koffer abgestellt hatte. Sie versuchte, so ruhig wie möglich zu sprechen. »Aber ich habe immer gebetet, dass es noch ein wenig dauern möge.«

»War er denn schon länger krank?«

»Er hat vor ein paar Tagen über Übelkeit geklagt. Vor zwei Tagen hat er angefangen, sich ständig zu übergeben. Das hat ihn ziemlich geschwächt. Gestern Abend wollte er sich hinlegen und ausruhen. Er ist nicht wieder aufgewacht.«

»Dr. Forêt konnte ihm nicht helfen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Jean-Daniel hat alles versucht. Er hat

sogar seine Praxis für einen Tag geschlossen und die letzte Nacht bei uns geschlafen.«

»Und Régis wollte nicht ins Krankenhaus?«

»Er dachte, es sei nur ein Infekt und dass es schnell vorübergehen werde. Er war zu stolz, um sich von jemand anderem als Jean-Daniel behandeln zu lassen.«

»Lass mich raten: weil Forêt Jude ist.«

Natalie zuckte mit den Schultern.

»Und wie geht's Suzanne?«

»Wir fahren am besten gleich zu ihr. Sie rennt den ganzen Morgen durch die Wohnung und wühlt in *papas* Papieren herum. Sie will, dass die Beerdigung genau so wird, wie er es sich gewünscht hätte.«

»Und sie hofft, noch einen letzten Wunsch von ihm zu finden?«

Natalie nickte. »Genau. Aber die Gemeinde hat schon alles Organisatorische übernommen.«

»Die Chewra Kadischa?«

Sie nickte erneut. Die Chewra Kadischa war die »Heilige Bruderschaft« einer jeden jüdischen Gemeinde, die sich bei einem Todesfall um all die kleinen religiösen Spitzfindigkeiten kümmerte, die vom Moment des Todes an zu beachten waren: Gebete sprechen, Kerzen am Totenbett anzünden, den Leichnam bedecken. Weil alles in kurzer Zeit geschehen musste, brachte die Chewra Kadischa den Toten zum Friedhof, um ihn dort rituell zu waschen und ihm das weiße Totengewand sowie seinen Tallit, den Gebetsschal, anzulegen. Bis zum Moment der Beerdigung musste sich eine Familie um nichts mehr kümmern.

»Suzanne will trotzdem auf alles ein Auge haben?«

Natalie verzog das Gesicht. »Du weißt, wie sie ist. Aber mir ist es ganz lieb, so ist sie beschäftigt. Ich habe nur Angst vor dem Moment, in dem sie sich in ihren Sessel setzt und zur Ruhe kommt. Dann wird sie an ihrer Trauer zerbrechen, wenn Christophe sie nicht auffängt.«

Sie sah Alex an und wusste, woran er dachte. Für ihre Mutter mussten sich die letzten vierundzwanzig Stunden wie ein neues Alptraum anfühlen. Sie war sich nicht sicher, ob sich Suzanne wirklich

an ihre Zeit im KZ zurückerinnerte. Doch sie hatte schon mehrere Bemerkungen darüber gemacht, wie sie damals von Auschwitz nach Paris gekommen waren. Sie hatte geglaubt, ihre gesamte Familie verloren zu haben. Ihre Eltern, Großeltern, Tanten, Onkel und sechs Geschwister. Laut Yad Vashem, dem Archiv der Hinterbliebenen des Holocaust, war sie die einzige Überlebende ihrer polnischen Großfamilie gewesen. Dass Régis und sie sich lieben gelernt hatten, hatte sie beide gerettet. Jahrzehntlang war er der einzige familiäre Halt gewesen. Bis Christophe vor vierzehn Jahren aufgetaucht war. Seine und Suzannes Mutter war, ohne es zu wissen, schwanger ins KZ gekommen und hatte Christophe dort geboren. Wie durch ein Wunder hatte der Säugling überlebt und war von einer gutmütigen Krankenpflegerin aus dem Lager geschmuggelt worden. Es dauerte fast sechs Jahrzehnte, ehe Christophe Suzanne ausfindig gemacht hatte.

Das erste Treffen war bizarr gewesen. Zuvor hatte Christophe vorsichtig über die Gemeinde Kontakt zu Régis aufgenommen und ihn eingeweiht. Dann hatten sie heimlich von Dr. Forêt einen Verwandtschaftstest durchführen lassen, um sicherzugehen, dass Christophe und Suzanne tatsächlich verwandt waren. Und dann hatte es die erste Begegnung gegeben.

Alex und Natalie waren dabei gewesen, sie hatte nach seiner Hand gegriffen, als Christophe Suzanne erklärte, wer er war. Sie sah ihre Mutter noch immer vor sich. Fassungslos hatte sie dagestanden und ihren Bruder minutenlang angestarrt.

Dann war sie Christophe um den Hals gefallen.

Natalie fragte sich, ob Christophe auch dieses Mal stark genug sein würde, Suzanne aufzufangen.

Alex schien den Moment der Stille zu nutzen, um sich umzusehen. Natalie folgte seinem Blick. Sie musste sich eingestehen, dass es eines der stilvollsten Hotelzimmer war, die sie je gesehen hatte. Auch Alex schien überrascht und angetan. Doch so sehr sie sich für ihn freute, dass er Christophes Großzügigkeit zu schätzen wusste, spürte sie Unruhe in sich aufsteigen. Natalie wollte wieder zu ihrer Mutter. Also beschlossen sie, sofort aufzubrechen. Alex ließ den

Koffer ungeöffnet vor dem Bett stehen, erfrischte sich nur kurz im Bad und schnappte sich seine Umhängetasche.

Gemeinsam verließen sie das Hotel. Auf Taxi oder Metro konnten sie nun verzichten, die Villeneuves wohnten in unmittelbarer Nähe. Alex und Natalie liefen über die Rue de Vaugirard, Paris' längste Straße, in südwestlicher Richtung, bogen in die Rue d'Assas und dann rechts in die Rue du Cherche-Midi ein. Nach wenigen Metern tauchte links ein großes hölzernes Eingangstor auf, an dessen Tür ein schwerer metallener Griff hing. Die Fassade erstrahlte in frisch aufgetragenem Weiß und hatte die für Paris typischen Holzfensterläden in dunklem Blau. Wie bei so vielen französischen Stadthäusern war der Eingang des Mehrfamilienhauses modernisiert und durch einen vierstelligen Code gesichert worden.

Natalie tippte die vier Ziffern ein. 1-9-4-5. Das Jahr, in dem die Leiden für ihre Eltern ein Ende genommen und sie in diesem Haus ein Dach über dem Kopf gefunden hatten. Doch gestern hatte hier das Leben ihres Vaters ein Ende gefunden.

1-9-4-5. Den Code kannte er bereits. Der Mann hinter dem Steuer der Limousine, die er in einiger Entfernung auf der anderen Straßenseite geparkt hatte, senkte sein Fernglas. Er kletterte auf die Rückbank und tauschte seinen Anzug gegen etwas Bequemes. Er nahm sich den falschen Bart ab, wischte sich mit einem Tuch die Tönung aus dem Gesicht und legte die Utensilien zusammen mit der dunklen Sonnenbrille in einen kleinen Koffer. Er hatte gewusst, dass sich Natalie und der Professor am Bahnhof ein richtiges Taxi aussuchen und nicht bei ihm einsteigen würden. Doch im Gedränge hatte er trotzdem sein Ziel erreicht und etwas Wertvolles in Kauffmanns Sakko unterbringen können. Die Wanze sendete ein klares Signal.

3

Donnerstag, 5. Juni 2014, Paris, Frankreich

Das Haus gehörte den Villeneuves schon seit über fünfzig Jahren. Erst hatten sie in einer kleinen Wohnung unter dem Dach Unterschlupf gefunden. Kurze Zeit später waren sie in den zweiten Stock gezogen. Und Ende der fünfziger Jahre hatten sie das Haus schließlich gekauft.

Noch bevor sie vor der Wohnungstür in der zweiten Etage angekommen waren, stieg Alex der süße Duft frischen Gebäcks in die Nase. Suzanne war nicht nur eine großartige Köchin, an ihr war auch eine echte Patissière verloren gegangen. Und trotz aller Trauer um ihren verstorbenen Mann hatte sie offenbar gebacken. Augenblicklich fiel Alex das Loch in seinem Magen auf. Seit dem Riegel im Zug hatte er nichts mehr gegessen. Er hoffte, dass sich das gleich ändern würde. Doch seine Hoffnung zerplatzte, als Natalie die Tür aufschloss.

Eine aufgeregte Frauenstimme drang an seine Ohren. Eine zweite, männliche Stimme versuchte zu beschwichtigen. Alex verstand nur Wortfetzen. Aber irgendetwas musste passiert sein.

Sie entdeckten Suzanne im Wohnzimmer. Die kleine Gestalt saß zusammengesunken auf dem Sofa, ein Blatt Papier auf dem Schoß. Sie trug ein schwarzes Baumwollkleid, darüber eine beige Strickjacke. Sie hielt ihr Gesicht mit ihren von Altersflecken gezeichneten Händen bedeckt. Ihre weißen Haare waren durcheinander. Neben ihr saß ein älterer Mann in einem anthrazitfarbenen Dreiteiler, einem weißen Hemd und mit einer dunkelroten Krawatte. Christophe blickte auf, als Natalie und Alex näher kamen.

»Was ist denn passiert, *maman*?«, fragte Natalie leise. Sie ließ sich neben Suzanne nieder und legte einen Arm um ihre Mutter.

Christophe machte ihr Platz und erhob sich. Er klopfte Alex, der neben dem Sofa stehen geblieben war, freundlich auf die Schulter.

»Danke, dass du gekommen bist«, flüsterte er. Er bedeutete Alex,